

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 13

Artikel: Der kleine Dengler : Skizze
Autor: Christaller, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der kleine Dengler.

Skizze von Helene Christaller.

Der kleine Dengler hieß Bernhard, Bernhard Dengler; er hatte eine rundes Apfelgesicht, das immer voll Sonnenschein war, ein paar stramme Beinchen, die in zu langen und zu weiten Hosen steckten, einen blonden Haarschopf, der nur mit Wasser und Schmalz vorübergehend am Sonntagmorgen zu bändigen war, und einen sehr gesegneten Appetit. Das letzte war ein Luxus, den er sich eigentlich nicht gestatten konnte, denn der kleine Dengler war der Sohn der großen Denglerin, „die lang Karline“, wie sie hieß, und die war Waschfrau mit 80 Pfennig Tagelohn. Da hinten im Wald waren die Löhne gering. Dabei galt das Waschen noch für hochwertige Arbeit, das konnte nicht jede; wenn sie aber nur ins Kartoffelhacken oder ins Rübensetzen ging, dann gab's 65 Pfennig, davon mußte sie mit ihrem Bub leben. Dazu hatte sie allerdings ihre Kost, und mit ihrer Leistungsfähigkeit in der Verteilung von Spätle, Knöpfele und Schwarzbrot übte sie wenigstens einigermaßen ausgleichende Gerechtigkeit. Trotzdem war die Denglerin als Tagelöhnerin begehrt, denn sie schaffte wie ein Mann; das wisperten sich allerdings ihre Brotgeber nur hinter vorgehaltener Hand zu, damit nicht die Karline es höre und anspruchsvoll werde, denn sie gedachten ihr keineswegs den ihren Leistungen entsprechenden Männerlohn zu geben.

Die große Denglerin aber hatte gar keine revolutionären Gedanken, sie setzte ihre Ehre darein, das größte Stück Kartoffeln gehackt und die meisten Heuhaufen gesetzt zu haben, und damit war sie zufrieden. Ihre Stärke war ihr Stolz. Es war das einzige, auf das sie stolz sein konnte; schön war sie nämlich nicht in ihrer männerübertragenden Größe, mit dem groben Gliederbau, den harten Zügen und dem spärlichen, graublonden Haar. Auch auf Wohlhabenheit konnte sie keinen Anspruch machen, sie war die nächste Anwärterin zum Armenhaus, und wenn das nicht schon mit kropfigen Weiblein, blöden Männern und Kindern, die sich wie Kaninchen vermehrten, gefüllt gewesen wäre, hätte sie schon längst eine Eingabe um freie Wohnung gemacht. So aber wartete sie, bis Platz wurde, von Jahr zu Jahr, und schaffte sich so mit ihrem Buben durch. Der Bub, das wäre nun etwas für eine Mutter gewesen, um stolz zu sein, nur hatte es da leider einen Haken, sie konnte ihn sich nicht zur Ehre anrechnen, wenn sie auch den wortbrüchigen Ba-

ter des Kindes windelweich geprügelt hatte. Das trug dem Burschen wohl ein großes Gelächter ein, das fichernd durch alle Spinnstuben lief, und einen Spott, der sich an seine Fersen hing, bis er deshalb außer Landes ging, aber die Ehre der handfesten Karline war dadurch nicht wieder heil geworden. Sie tröstete sich nun mit dem Vertrauen auf ihre Kraft, mit der sie das Bübchen schon durchbringen werde, und mit dem süßen Erinnerungsgenuß an die wohlverdienten Prügel, die der Kerl bekommen hatte. Im übrigen gab sie ihrem Sohn wenigstens einen schönen Namen, da sie ihm weiter nichts zu geben hatte, und ließ ihn Bernhard taufen.

Der kleine Bub war wohlgelitten im Dorf, wenn er auch nicht gerade Anspruch auf die Zugendrose des Papstes hatte. Er stahl nämlich wie eine Katze; aber auf eine so liebenswürdige, selbstverständliche Art, wie einer, der nur sein gutes Recht sich in aller Bescheidenheit nimmt. Äpfel, Kartoffeln, Rettiche, Mostbirnen, weiße Rüben, nichts war sicher vor ihm. Er konnte Äpfel vor den Augen des Besitzers vom Acker lesen, und wenn der drohend die Hacke nach ihm warf, mit einem triumphierenden Spitzbubeblick Fersengeld geben, um nach zehn Minuten wieder zu erscheinen, denn er nahm den Zorn seiner Dorfgenossen nicht ernst. Die drohten ihm dann auch halb ärgerlich, halb lachend, mit der Faust und schrien ihn an: „Ausbüble du, bist denn gar net satt zu kriege?“

„I bin no nie net satt gwä“, versicherte der Kleine, „so viel Esse als mer esse ka, gibt's gor net uf dere Welt.“

„Das hat er von der Mutter“, meinte gelassen der Haldbauer, und sein Weib, die gutherzige Christiane, warf dem Buben daraufhin ein Stück Bauernbrot zu, das sie zum Vesper mitgenommen hatte.

Er war zutraulich wie ein junger Spatz, Pessimisten nennen den allerdings frech, und er fand in aller Bescheidenheit, ohne zu betteln, stets eine Gelegenheit, zu einem warmen Essen zu kommen. So klopfte er eines Abends, als sie bei Schulkheißens um die Milchsuppe saßen, manierlich an die Tür, und auf das „Herein“ der Hausfrau erschien der Bernhard mit einer Hacke in der Hand, die die Annelies draußen auf dem Acker gelassen hatte.

„Damit's net wegkommt über Nacht“, meinte das Bübchen verständlich.

Die Schultheißin nickte einen kurzen Dank, der Bernhard rührte sich nicht, nur seine blauen, treuherzigen Augen hingen begehrlieh an der dampfenden Suppenschüssel. Die Frau guckte fragend nach dem Mann; der war ein wenig genau, drum tat er, als sähe er den Blick nicht, und löffelte hastiger als vorher weiter.

Der Bub strich unterdessen der Hauskaze das Fell und schielte dabei ängstlich nach der sich leerenden Schüssel. Die Frau tauchte immer langsamer den Löffel ein.

„Wo isch denn d' Mutter?“ fragte sie.

„Die isch für acht Täg ins Unterland zum Hopfezapfe.“

„Hast Hunger?“ — „I han immer Hunger.“

Die Bäuerin rückte ein wenig beiseite. „Da sitz na und tu mit.“

Der kleine Dengler strahlte. Hurtig hatte er den Löffel in der Suppe und schaffte. Er aß förmlich andachtsvoll, aber doch schnell die gute, warme Speise. Die Bäuerin und die Annelies wischten den Löffel an der Schürze aus, denn sie dachten, für heute könnten sie auch einmal genug haben. Das kleine Minele stützte die zwei dicken Armchen auf den Tisch und schaute ihm erstaunt zu. Wie rasch das ging, und kein Tröpfchen fiel daneben!

Auch sein regelmäziges Frühstück verschaffte sich der kleine Dengler, dieses aber durch Arbeit. Morgens trug er nämlich der Pfarrerin das Wasser, denn die Pfarrmagd kam aus der Stadt und konnte den schweren Wasserkübel den Schloßberg herunter nicht auf dem Kopf tragen, wie das die Bergheimer Mädchen mit Kraft und Anmut taten. Da sprang der Bernhard ein und holte jeden Tag seine sechs Kübel voll, ohne etwas zu verschütten, einerlei, ob die schlechtgeplasterte, steile Straße vor Nässe glänzte oder rutschig von festgetretenem Schnee war. Dafür bekam er auch seine Tasse Zuckerkaffee und einen gehörigen Ranken Brot, für das er sich jedesmal mit seinem strahlendsten Lächeln bedankte.

Auch sonst war er anständig und gefällig, selbst da, wo gerade keine leiblichen Genüsse für ihn heraussprangen. Dem alten Mesner half er die Glocken läuten. „Es tut so schön“, sagte er zu dem schweigsamen Mann, der den Tod auf der Brust hatte.

„Bischt e gescheidts Büble“, lobte der. „Weischt, dees mueßt au schön tun, daß unser Herrgott glei am Klang merkt, daß der Glockefrieder die

Bergheimer Glocke läutet, zu seiner Ehr.“

„Und i au, der Dengler Bernhard!“

„So, du au, und wenn i emol nemme do bin, vielleicht, daß der Herr Schultheiß dir's Geläut abgibt.“

„Aber erscht, wann ich groß bin, du muscht no lang lebe; weischt, so schön läute kann sonst keiner.“

Der Alte lächelte und strich durch das blonde Bubenhaar. „I geh, wann Er mi ruft.“

Am verklärten Ausdruck merkte der Bernhard, daß der Glockefrieder eben etwas Frommes gesagt hatte, und verlegen scharfte er mit den Füßen auf den ausgetretenen, roten Sandsteinsfließen. Dann sprang er mit einem wilden Sauchzer davon und schüttelte damit alles Gefühl ab, das für Buben immer genierlich ist.

Die alten Weiber mochten den Kleinen besonders gern, er war immer so gefällig. Er half ihnen mit seinen jungen, starken Armen den Wasserkübel auf den Kopf lüpfen, er fing ihnen die gackernden Hühner ein oder die mutwilligen Kinder, wenn sie zur Tränke gingen. Auch Kinder warten konnte er; ganz behutsam und sorglich ging er mit den kleinen noch nicht flüggen Vögeln um. Er schaukelte sie ohne die Wiege umzuwerfen und war ein unermüdlicher, heiterer Spielgefährte, so daß sie ihn schon aus dem Bettchen her anlachten, wenn er zur Türe hereinkam.

So verdiente er sich teils recht, teils schlecht seinen Unterhalt, und der einzige Mensch, der ihn nicht leiden mochte, war der Polizeidiener; denn der war hinter den Felddieben her wie der Hund hinter dem Hasen. Wenn er sie nicht erwischte, was leider meistens der Fall war, hänselten ihn nächher die Bauern in der Wirtsstube.

„He, Karle, fürs Schlofe tut die d'Gmeind net verhalte.“

„Ball gehn die Spitzbube uf unser Polizei los, aber die goht durch.“

„Paß uf, daß der klei' Dengler di net am Krage kriegt und dir mit seine gestohlene Nettig e Beul an Kopf na schlägt.“ —

Die lange Karline schaffte unterdessen weiter, sie wurde immer knorriger im Aussehn und karger im Wesen und dachte an nichts als Schaffen, Schaffen, Geld verdienen, für sich und den vaterlosen Buben. Sonst kümmerte sie sich nicht viel um ihn; er hing an ihr, war gutartig und fleißig, und das genügte ihr. Wenn er etwas zum Haushalt an Nahrung beisteuerte, weil er's nicht allein essen oder kochen konnte,

so fragte sie ihn nicht, wo er's her habe, und er sagte nichts von selbst, das war wie ein stillschweigendes Übereinkommen.

Eines Tages aber, mitten in der Heuernte, geschah es, daß die starke Karline aufs Krankenlager mußte, nicht einen oder zwei Tage, sondern Wochen und Monate lang. Die harten Muskeln wurden schlaff, die braune, verbrannte Haut blich ab, und die Augen lagen tief in den Höhlen. Zuerst konnte sie es nicht fassen, daß ihr, der Starken, Gefunden, so etwas passieren konnte. Sie verbiß die Schmerzen und sagte an jedem Tag, wenn der erwachende Bernhard neben ihr im Bettstroh raschelte: „Heut gang i uf'n Acker.“ Aber sie konnte sich nicht rühren und war hilfloser als ein Wiegenkind.

Die Arbeit wartete nicht auf sie. Die Leute kamen in ihr Kämmerchen, um sie auf die Wiese zu holen. Sie hatten Sensen über der Schulter und Sicheln in der Hand, und draußen glühte die Erntesonne und dörrete das duftende Gras, das in Schwaden gemäht am Boden lag in den Talwiesen, und reifte den goldenen Roggen auf den Bergfeldern. Aber die starke Karline lag steif gestreckt auf ihrem Lager und stöhnte so jämmerlich, daß es den Zuhörern grausig und erbaulich zugleich war.

Das war die Zeit, in der der kleine Dengler sehr verwilderte, in der seine Kleider zerrissen und in schmutzigen Lumpen um den kräftigen Körper hingen, in der das Ei im Huhn vor seinen geschickten Händen nicht sicher war und die Milch im Euter der weidenden Ziege. Da fingen auch die Leute, die ihm wohl wollten, an, auf ihn zu schelten, und meinten, was zu arg sei, sei zu arg, und was aus dem Jungen werden solle. Kleiner Dieb, großer Dieb.

Der Bernhard war aber gegen Gewissensbisse gefeit, und die Liebe, die er fing, wenn er erwischt wurde, ertrug er wie eine schlichte Notwendigkeit; Hunger tat eben auch weh. Ihm schien überhaupt die Sachlage sehr einfach: er mußte die Mutter jetzt miternähren, seine Arbeit reichte dazu nicht aus, Hilfe fand er nur spärlich, so mußte er die Nahrung nehmen, wo der liebe Gott sie ihm zumachsen ließ. Daß sich die Leute dagegen wehrten, nahm er ihnen nicht weiter übel, das war selbstverständlich; das Kriegsspiel machte ihm sogar Spaß.

Weniger Spaß machte es ihm, als der Pfarrer, dem der Polizeidiener in den Ohren gelegen hatte, ihm bedeutete, wenn noch öfters Klagen zu ihm kämen, dürfe er seine Küche nicht mehr be-

treten und des Bendlers Georg werde das Wasser tragen. Wenn er etwas brauche, solle er's ihm sagen, und in der nächsten Armensitzung werde er auch etwas für seine Mutter tun.

Aber die Bauern hatten jetzt keine Zeit, Armensitzungen zu halten, und für alle Armen konnte der Pfarrer nicht persönlich sorgen, da hätte er den vierten Teil der Gemeinde ernähren müssen, denn sie war sehr arm. Das Korn neigte sich schwer auf den Ackern, und wenn der Vollmond hinterm Kollbachtal heraufkam, flüsterten die Ähren vom Leben und vom Sterben, denn sie hörten, wie man im Dorf die Sensen dengelte, noch bis spät in die Nacht, daß das Kling-ping-pang der Hämmer sich mit dem Zirpen der Grillen mischte, die einen schönen Tag verhießen.

Der Pfarrer aber war auf Urlaub gegangen, ohne daß er seine Bauern noch zu einer Sitzung zusammengebracht hatte, und der Schullehrer auch, denn sie waren jetzt überflüssiger im Dorf als der geringste Knecht, der seine Sense führte. Die einzige Obrigkeit, die man in diesen Tagen sprechen konnte, war der Polizeidiener; der hatte kein Feld, denn er war von außen zugezogen. Der Schultheiß selbst lud Tag für Tag den Erntewagen, und die amtlichen Schriftstücke, die für ihn einliefen, schloß er uneröffnet in das alte Großvaterpult, bis ein Regentag käme oder die Ernte eingebracht wäre.

In diesen Wochen ging's der Karline und ihrem Bernhard schlecht. Das schöne Frühstück, das ihm sonst eine solide Grundlage für den Tag war, fiel durch die Abreise der Pfarrleute aus, und auch die Nachbarn hatten jetzt nicht viel Zeit, sich um die kranke Waschfrau zu kümmern, jeder sah auf das Seine und ward davon so müde, daß er abends ohne Gedanken aufs Lager sank und einschlief. Die ärmeren Weiber kochten meist nur Kaffee und nahmen ihn mit Brot und Käse aufs Feld, denn das Land und der Erdsegen nahmen ihre Arbeitskraft ganz in Anspruch.

Da war's, daß der kleine Dengler eine Erfindung machte. Er entdeckte, daß man Korn, natürlich gestohlenes, mit Mutters Kaffeemühle mahlen und mit Gelbrüben und Kohl aus Schullehrers Garten zu einer Suppe kochen konnte, die seiner kranken Mutter und ihm so gut schmeckte, wie keinem König die Leckerbissen seiner Tafel.

Also ging er früh, wenn der Mond verblich, und die Morgendämmerung ihre grauen Schleier

über die Berge schleppte, hinaus in die tauigen Felder. Mit einem alten Küchenmesser begann er das reife Korn zu schneiden und an Ort und Stelle auszuschlagen, bis er ein ganzes Säckchen voll Körner hatte, denn er gedachte, sich einen Vorrat einzusammeln. Eine Sichel getraute er sich nicht mitzunehmen, die hätte ihn verraten. Wenn dann der erste Lerchentriller aus der blauen Luft herniederperlte, machte er sich auf den Heimweg, wobei er überall die begangenen Straßen und Feldwege mied und lieber wie ein scheues Reh durchs Unterholz der Wälder brach.

So kam der Bernhard auch eines Morgens von seiner nächtlichen Arbeit ins Dorf herunter, in dem sich verschlafen das erste Leben regte; die Kirchenguhr schlug gerade vier Uhr, und die Hähne krächten ungeduldig in den Ställen. Er trug ein schweres Säckchen voll Körner in der Hand und war sehr guter Laune, denn er hatte schon ein paar halbreife Jakobäpfel zum Frühstück geschmaust und einen dicken Rettig.

Da sah er den Polizeidiener die Steige heraufkommen, aber entweichen konnte er nicht mehr, denn schon rief der dicke Mann mit dem gewaltigen Schnauzbart ihn an.

„He, Bernhard, wo kommst so früh her?“

„Kamille han i g'sucht für d'Mutter, aber keine gesunde,“ antwortete der Bub mit kläglichlicher Stimme.

„Du verluges Büeble du! Was hascht in dem Säcke do?“

„Weiße Sand, um de Bode zu puze, aus der Sandgrub.“

„Du und Bode puze? Weiß' emol des Säcke her.“

Jetzt wollte der Bernhard mit einem Satz nebenhinaus, aber der Polizeidiener packte ihn und riß ihm das Säckchen aus der Hand.

Das war voll schwerer, goldgelber Körner.

„Wo hascht dees her?“

Der kleine Dengler schwieg.

„Von wem sein Acker hascht's gestohle?“

„Vom Köpflerwirt sein.“

„So, dees bring i dem Schultheiß, jetzt kommst ins Loch, do hört die Dieberei uf,“ sagte der Karle triumphierend.

Das fröhliche Licht in dem Bubengesicht erlosch, wie ein Äpflein sah es aus, das verpeist werden soll, und trübselig blickte es dem Mann nach, wie er sein sauer erschaftes Korn mit sich nahm. —

Es war um die Mittagszeit. Der Schultheiß

war gerade vom Feld gekommen und ließ sich müd und schwer auf die Bank fallen, daß sie krachte. Vor ihm stand der Karle mit dem Kornsäckchen des kleinen Dengler.

„Uf frischer Tat ertappt und geständig,“ berichtete er mit militärischer Kürze.

„Soo“, sagte gedehnt der Schultheiß; er nahm's nicht ganz so schwer, denn er hatte ein schlechtes Gewissen wegen den Denglerleuten. Die Denglerin lag so da, die Gemeinde kümmerete sich nicht darum, obgleich das franke Weib um Unterstützung eingekommen war. Wer hatte jetzt Zeit? Und der Pfarrer war auch fort. Das wußte selbst der Oberamtmann, daß man jetzt dem Bauernschultheiß nicht kommen konnte.

„No, was tut mer jetzt?“ fragte ungeduldig der Ortsdiener. „E Exempel muß statuiert werde, damit des Gespött emol ufhört, die Polizei kann sich doch net von em zwölfjährige Büeble uf der Nas herumtanze lasse.“

„So freile“, sagte der Schultheiß. Sein Gewissen zwickte ihn immer stärker, und er kam zu keinem Entschluß.

Sein Weib trat mit der Suppe ein. Die Unterbrechung war ihm gelegen. „No, ich beschlaf's noch, der Bub hat halt Hunger g'habt.“

Der Polizeidiener machte ein verdrießliches Gesicht. Er war für Ordnung, für was war er denn sonst da? Sein Blick fiel durch das offene Fenster auf die sonnige Straße.

Während er sich noch besann, wie er den Schultheißen scharf machen könnte gegen den kleinen Felddieb, kam dieser die steile Steige herunter. Er suchte etwas für seinen Magen; eben hatte er an Stelle des alten Mesners Mittag geläutet und der Mutter den Rest der Morgensuppe gegeben, denn für die sorgte er mit einer wortlosen, selbstverständlichen Anhänglichkeit. Jetzt ging er in Gedanken die Reihen seiner Gönner durch, denen er zum Mittagessen einen Besuch abstatten könnte, aber die waren in der letzten Zeit sehr zusammengeschmolzen. Das traurige Morgenerlebnis hatte ihm leider den Appetit nicht verdorben, und nachdenklich wühlte er mit den nackten, braunen Füßen den weißen Staub der Straße auf. Dabei blickte er bald rechts, bald links zu den Häusern auf, aus deren Schornsteinen blaue Rauchwölkchen in die sonnige Luft stiegen. Es war drückend heiß, ein Geruch von frischem Kaffee und Pfannkuchen zog dem hungrigen Jungen erbarmungslos in die Nase. An einem zerzausten Zwetschenbaum hingen ein paar Zwetschennarren, durch ein Insekt

angestochene Früchte, die deshalb früh blau geworden waren. Er hüpfte danach, daß Staubwolken wirbelten, und erwischte einige der sauren Früchte; dann riß er rotblühenden Sauerampfer vom Wegrand und aß ihn. Als er gerade dabei war, sah er des Talmüllers schönen, schwarzen Spitz die Straße heraufkommen.

„Karo!“ rief er ihn an.

Aber der Hund hörte ihn nicht. Mit eingezogenem Schwanz, geiferndem Maul und roten Augen trotete er dahin, den Kopf am Boden, an dem Knaben vorbei.

„Was hat denn der Karo?“ sagte verwundert der Junge, „sieht der böß aus!“ Und dann fiel ihm der Lehrer ein, der ihnen von tollen Hunden erzählt hatte. Grad so sah der aus, und die Hundstage waren auch. Und daß er ihn nicht gekannt hatte?

Das Tier trabte immer noch geradeaus, die steile Straße hinauf; Schaumflocken im grauen Staub zeigten, wo er gelaufen war. Langsam ging der Knabe ihm nach. Da öffnete sich oben am Berg die Türe der Kleinkinderschule, und eine ganze Rote kleiner Buben und Mädchen tollte die Steige herunter, voran des Schultheißens Minele. Er sah, wie das blonde Kinderhaar im Wind flog und zugleich, wie der schwarze Hund bei dem Geschrei den Kopf hob und stutzte.

Ohne viel zu denken, in einem ritterlichen, tapferen Instinkt stürzte er vorwärts. Grad sah er noch, wie der Karo auf das Minele losfuhr, nach ihm schnappte, das Köckchen zu fassen bekam, daß es riß, da hatte er ihn auch schon erreicht und von hinten am Halsband ergriffen, sich rittlings auf seinen Rücken gesetzt und das geifernde, um sich beißende Tier mit dem Kopf in den Staub gedrückt, während er ihn mit den Schenkeln festhielt. Mit aller Kraft umklammerte er den wütenden Hund, die kleinen Kinder begannen laut zu schreien und stoben davon, die Kinderschwester kam herbei und stand von ferne und rief um Hilfe. Bernhard biß die Zähne zusammen und hielt fest. Das starke Tier wehrte sich verzweifelt und stieß dabei ein unheimliches, heiseres Geheul aus.

Von dem Lärm wurden der Schultheiß und der Polizeidiener ans Fenster gerufen.

„Wütender Hund,“ hörten sie aus all dem Geschrei heraus und „Minele“.

Der Vater wurde bleich, er riß ein Beil von der Wand und eilte hinaus. In einiger Entfernung sah er sein jammerndes Kind stehen, wie ver-

steinert, und einen staubumwirbelten Knäuel am Boden. Er rannte hinzu.

„Vorsicht!“

Bernhard bog sich zurück, ohne den Hund loszulassen, und hart an seiner Stirne fauste das Beil des Bauern herunter.

Der Hund war tot, Blut und Geifer besleckten den Boden.

„Minele!“

Die Kleine flog dem Vater in die Arme, Menschen sammelten sich und schwatzten aufgeregt durcheinander.

„Der Bernhard hat ihn fest g'halte, der isch lieb, gelt Vater?“ sagte das Mädchen und faßte nach des Knaben Hand.

Der Bub stand verlegen dabei. „Ha, was isch do derbei,“ wehrte er ab.

„Das Minele hat recht“, sagte der Schultheiß, „bisch e braver Bu, komm, gang mit uns heim, d'Supp steht scho uf'm Tisch.“

Einen scheuen Blick warf der Junge auf den Polizeidiener, der sich um das Fortschaffen des Tieres bekümmerte, dann aber folgte er dem Mann, dessen Kind er gerettet hatte.

Als der Bernhard in des Bauern Stube trat, sah er sein Kornsäckchen auf dem Tisch stehen. Aber schweigend trug es der Schultheiß in eine Ecke, es war nicht mehr die Rede davon. Mit Weinen aber und vielen Worten dankte ihm die Bäuerin, und häufte ihm den Teller auf, wieder und immer wieder, während das Minele mit aufgestützten Armchen den Appetit seines Beschützers bewunderte, wie schon einmal.

Endlich legte der Bernhard den Löffel hin und sagte mit einem Gesicht, neben dem der lachendste Borsdorfer Apfel ein trauriger Griesgram war: „I glaub fäsch, i kann nemme, i bin satt.“

Und die Sonne stand nicht still, und der Himmel fiel nicht ein, als der Bernhard Dengler zum erstenmal satt war.

Als es Abend war, und in des Schulzen Haus alles im Bett lag, sagte der Bauer nach etlichem Stöhnen und Räuspern zu seiner Frau:

„Du Kathrine, schlaffsch scho?“ — „Nei, was mit?“

„Der Bu isch stark.“ — „So, Gott Lob und Dank.“

„'s isch au fei beßer Bu, no es bisle verwilbert.“

„Uf'n Bernhard laß i nig komme, 's isch e guts und e tapfers Büble,“ sagte die Bäuerin kampfbereit. Dabei drückte sie das blonde Mi-

nele, das neben ihr schlief, mit einem Seufzer ans Herz.

„Für die Karline mueß die Gemeind ebbes tun.“

„Fallt's dir jetzt ei?“

Ohne auf den Stich zu achten, fuhr der Bauer fort. „Ins Spital fahr i se morgge, do hot se ihr Pfleg.“

„Und der Dinkel?“

„Muß halt warte, unser Herrgott wird en Einsehn habe.“

Jetzt gab's eine Pause, denn der Bauer war bedächtig.

„Nun, und der Bernhard?“ fragte die raschere Bäuerin ungeduldig, „was isch mit dem? Wo er doch unser Minele gerettet hot?“

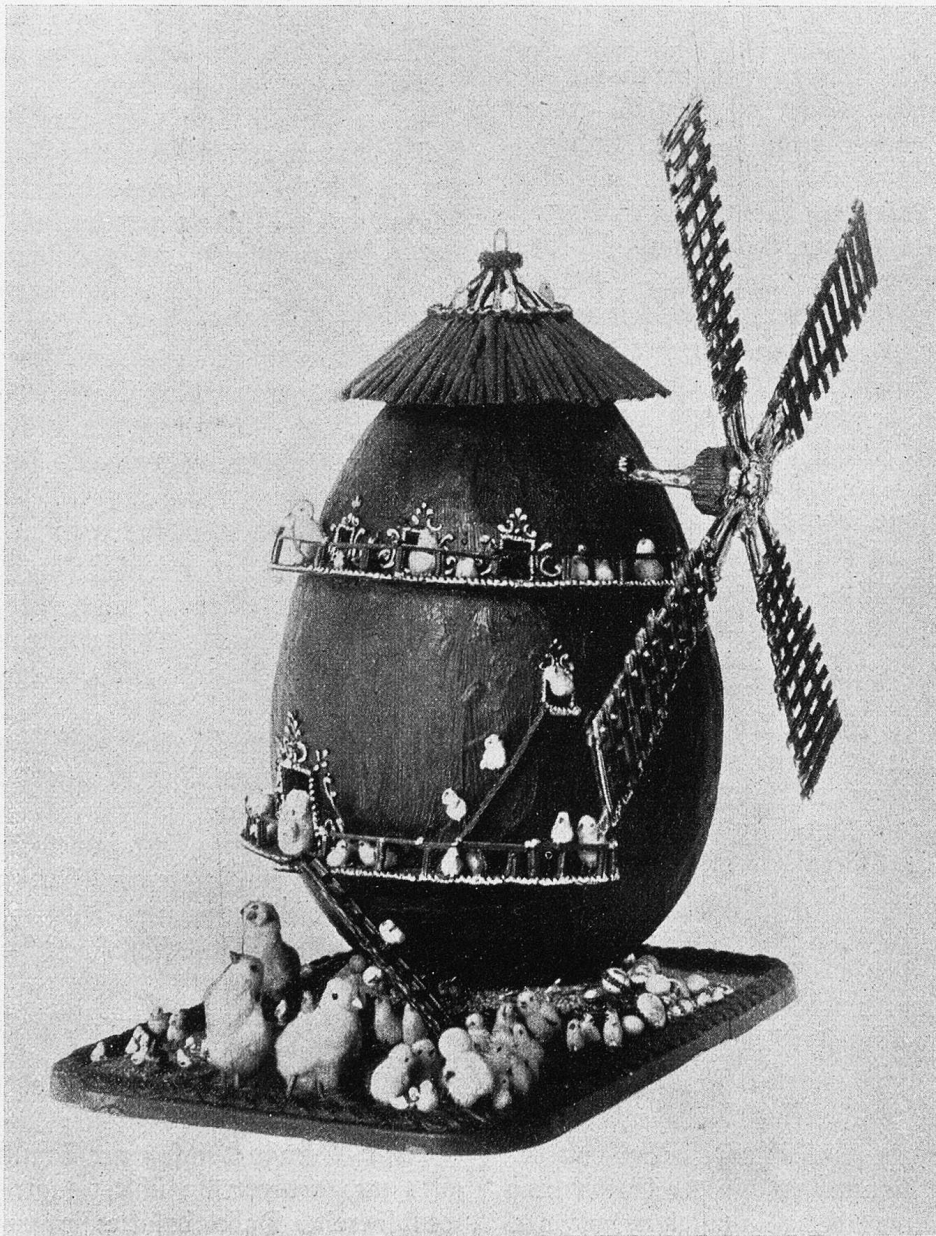
„Den nehm i ins Haus als Knechtle,“ sagte endlich der Bauer, „schaffe kann er und Kin hüte au.“

„Isch mir au recht,“ erwiderte sie befriedigt.

„'s Stehle will i em scho austreibe, aber satt soll er werde.“

„Davor laß mi Sorge, bei der Schultheiße isch no keiner hungrig vom Tische gange.“

So kam's, daß die Karline trotz der Ernte ihre gute Pflege bekam und der Bernhard täglich nicht weniger satt wurde als der König in seinem goldnen Schloß. Auf die Qualität kam's ihm ja nicht so an als auf die Quantität; und das Stehlen hatte er nun wirklich nicht mehr nötig.



Schweiz.
Konditoren-
Kunst.